

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 7

Artikel: Die Liebe am Gemüsewagen [Schluss folgt]
Autor: Schnetzer, Rud.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

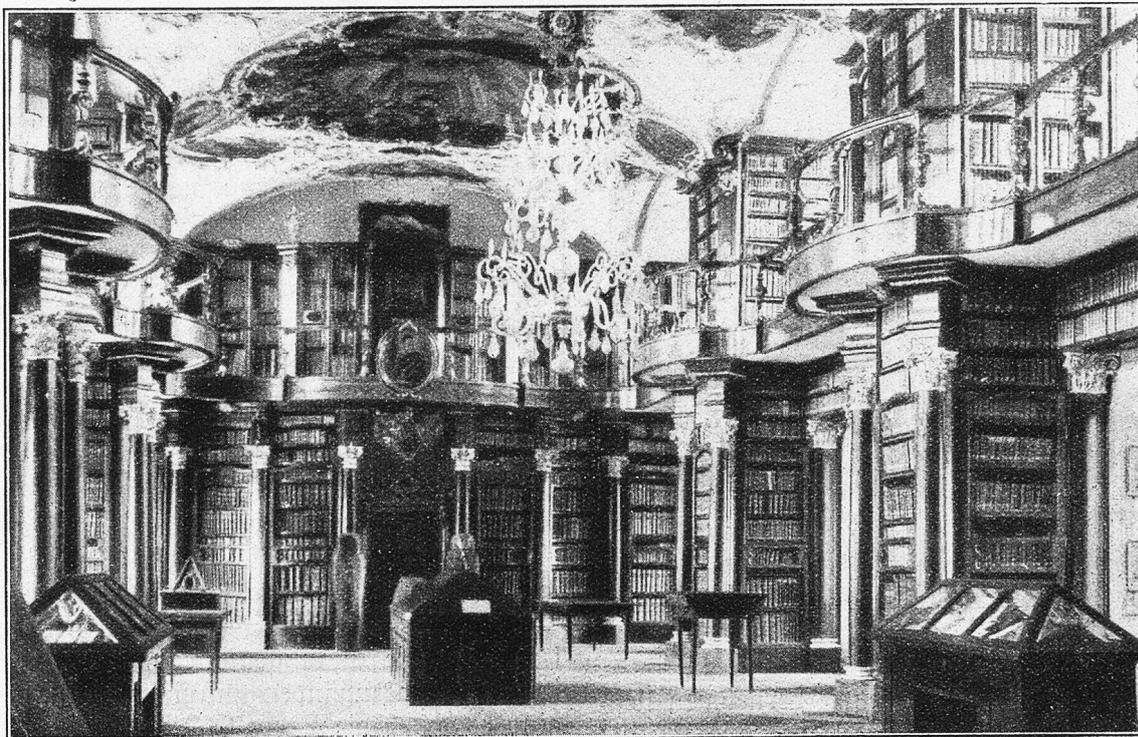
Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sehr verlangsamte. Für die Malerei wurden zirka 3 Jahre verwendet. Das erste kleine Gemälde stellte die Kirche als Beschützerin der Wissenschaft vor. Das Hauptbild von Norden nach Süden zeigt uns das Konzil von Nicäa

beiteten Türen sind die Wappen des Fürstbistums Cölestin II. angebracht. Das Ganze wirkt höchst stimmungsvoll.

159 Jahre mögen beinahe an der so berühmten Stiftsbibliothek vorübergegangen sein,



Totalansicht der Stiftsbibliothek.

im Jahre 325. Das zweite Bild stellt das Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 dar. Ein anderes Bild zeigt das Konzil zu Ephesus im Jahre 430 und im letzten Hauptgemälde erblicken wir die Darstellung des Konzils von Chalcedon im Jahre 451. An den kunstreich gear-

und während den Wirren, die das 18. Jahrhundert abschlossen und das 19. einleiteten, leuchtete über dem Bibliotheksbau stets ein glücklicher Stern. Möge in ihm die glorreiche Vergangenheit für die Zukunft weiterleben! S. Wellauer.

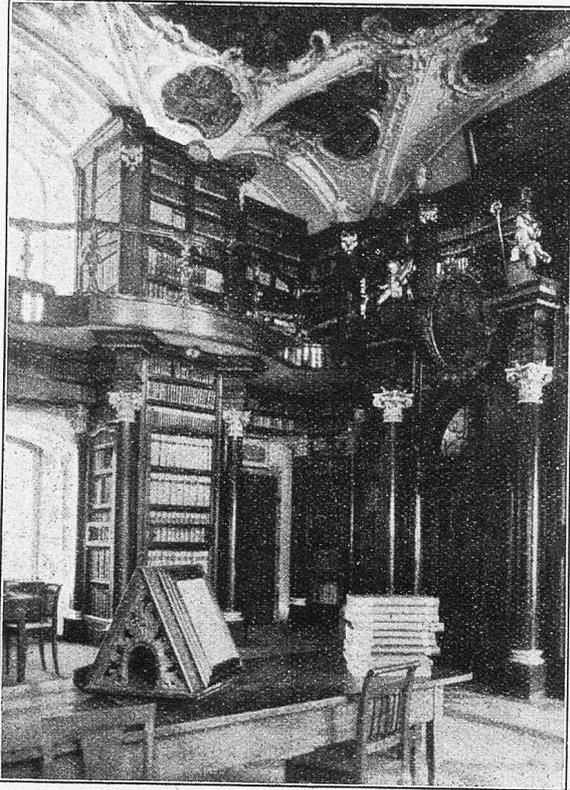
Die Liebe am Gemüjewagen.

Von Rud. Schaefer.

Der Spätherbst ist das Entzücken aller fahrenden Gemüsehändler. Seit er seinen Reichtum auf den zweirädrigen Karren des Johannes Grimm in bunter Ordnung hingelegt, hatte dessen Stimme einen selbstbewußten Klang, wenn er in den Straßen an die Häuser hinaufrief: „Neui Herdöpfäääl! Biire; Truube! Tomaaate!“ Er besaß eine warme Stimme, die man im Konzertsaal Bariton nennen würde. Und er hatte auch Seele in seinem Ruf, der die Hausfrauen an die Küchenfenster oder aus dem Haus zum Einkauf zwang. Man fühlte schon aus dem Ton, daß es ihm ernst war mit dem Ruf, wie

dem Solisten mit seinem Lied. Wenn er rief: „Truube! Tomaaate!“, so tönte es gleichsam aus dem Abgrund seiner Seele empor. Seine Stimme hatte auf die Frauen die gleiche Wirkung, wie die Kirchenglocken am Sonntagmorgen; sie kannten sie und ließen alles liegen, sobald sie die Straßen entlang quoll. Johannes hatte sich mit seinen Rufen in alle Häuser und Herzen gesungen. Jeden Morgen tauchte er in seinem Revier auf, das er mit dem Gold seiner Kehle erobert hatte und mit ihm beherrschte.

Aber nicht er allein machte die Freude des Revieres aus. Erscholl am Morgen sein erster Ruf, wußte man, daß fast genau fünf Minuten



Ausgang der Stiftsbibliothek der östlichen Fassade.

später sich eine zweite Stimme vernehmen ließ, die eine Oktave höher sang. Das war dann die Stimme der Maria Brändli, die mit ihrem Gemüfekarren immer dicht hinter Johannes kam und ihn einholte. Die Quartierbewohner waren sich nie einig geworden, welche der beiden Stimmen voller und einschmeichelnder klang, ob die „Truuube“ und „Tomaaate“ im Bariton oder im Sopran verlockender seien. Denn auch der Sopran der Maria hatte Seele und saß in allen Ohren fest. Was vormittags an Männern zu Hause war, schmunzelte, wenn er hinter dem Bariton erklang. Die Junggesellen und alten, verwitweten Pensionisten kamen mit den Körbchen am Arm, wenn die Kehle der Maria ihre halbtauben Ohren erweckte, die sofort gut hörten, wenn sie rief. Wie die Weiber sich um Johannes und seinen Karren einfanden, scharften sich die männlichen Elemente um Maria und den ihrigen.

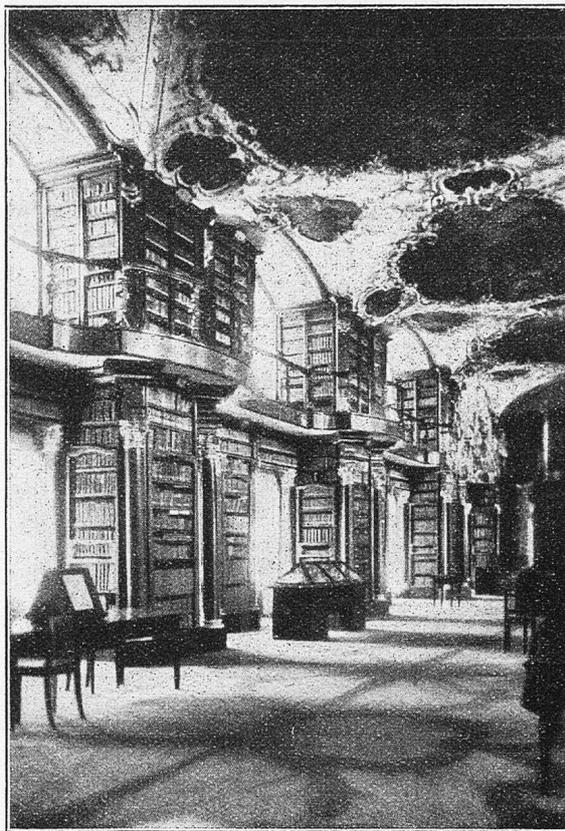
Es hätte dem ganzen Revier etwas gefehlt, wenn eines Morgens die beiden Stimmen nicht erklingen wären. Man hätte die Köpfe zusammen gesteckt und sich gefragt, was los sei, warum die beiden nicht kämen. Man hätte sich in jeder Straße und jedem Haus innigst um die beiden gekümmert. Erst wenn ihre Stimmen

morgens zum gedehnten Sprechgesang anhoben, erwachte man im Revier so recht zur Tagesfreude, wurde man sich bewußt, daß man ja schon aufgestanden und bereits an der Arbeit sei. „Tommaaate! Truuube!“, das war für die Bewohner ein Weckruf, ein Morgenklang, Tagesanfang. Wen hätte es aber auch nicht aufgerüttelt, sobald die prächtige Zweistimmigkeit durch die Straßen orgelte? „Tommaaate!“ lockte der Bariton tief und kraftvoll, sehnsüchtig und befehlend. „Truuube!“ antwortete der Sopran flötend, neckend, widerspenstig, verlangend und doch abwehrend. „Chaaabis!“ begehrt der Bariton zurechtweisend auf. „Herdöpfäääl!“ neckte der Sopran weiter. Es war wie ein Liebesfang der Gemüfeshändler. Die Stimmen jagten sich, wichen sich aus, riefen einander, kofen um Erker und Fenster der Häuser und übertrumpften sich. Zuweilen stieg der Sopran in schwindelnde Höhe und kippte fast um. Dann drohte der Bariton wie aus der Hölle herauf. Danach klonn der Sopran langsam herab und der Bariton empor, bis die „Tommaaate“ und „Truuube“ sich in liebevoller Harmonie zusammenfanden, um sich aus ihr erneut loszuwinden und sich zu fliehen. So ging es durch die Kreuzstraße, die Eggstraße, die Wiesenstraße, die Lindenstraße, die Seestraße, die Feldstraße und eine Serie anderer Straßen. Die Stimmen waren wie gegenseitig abgestimmte Orgelpfeifen und umfaßten zusammen einige Oktaven, in denen die auf den Karren liegenden Artikel hinauf und hinunter purzelten. Das Ganze klang trotz dem sonderbaren Text wie der Schwanengesang der sich Liebenden, der sich bald aus verschiedenen Welten zu rufen schien, sich bald in seliger Einheit verschmolz, sich wieder klagend trennte, sich zornig flog, sich bald vor brennendem Weh nacheinander nicht zu halten wußte. Bald waren sie schwermütig, bald umsingen sie sich in spielerischer Anmut, bald waren sie sich gut und bald wieder nicht, aber nichts auf der Welt paßte besser zusammen, als die Bariton-„Truuube“ des Johannes Grimm und die Sopran-„Tommaaate“ der Maria Brändli.

Namentlich in diesen Spätherbsttagen, da auf ihren Karren die Fülle des Jahres ruhte, füllten die Stimmen mit einem wunderlichen Konzert die Gassen. Sie hielten Gemüse-Sänger-Wettstreit. Den Revierbewohnern lächelte das Herz im Leibe. Jeden Morgen warteten

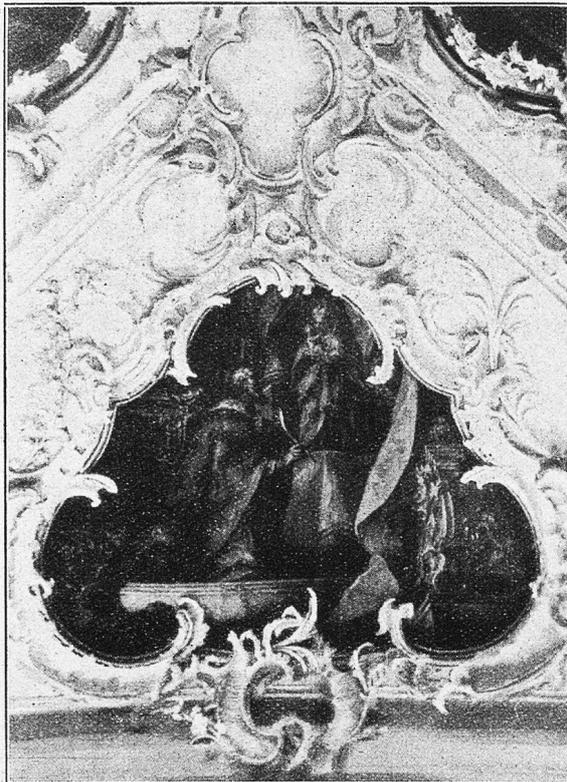
sie mit Verlangen auf den Beginn des Gesanges. Es war aber auch für sie aus verschiedenen Gründen eine vorteilhafte Zeit... Das ganze Jahr hatten die Stimmen nie so voll ausgeklungen, wie in diesen Tagen, da sie auch noch einen größeren Wortschatz zur Verfügung hatten. Das Wort „Blumenkooohl“ blühte mächtig die Häuser entlang. „Rotkooohl“ klang es dumpf und glutvoll wie Südländleidschaft. „Lauch, Selleriii“, tönte es wie halbe, nicht ganz entfaltete Noten dazwischen. Was das Jahr gebracht, fügte eine Note, einen Takt, einen Ausdruck in das zweistimmige Lied, das selbst wie von herbstlicher Reife gefärbt wurde. Bariton und Sopran hatten sich in diesen Tagen in einen hartnäckigen Wettstreit verbißen, weshalb jede Stimme ihr Bestes leistete.

Das kam jedoch nur daher, weil Johannes und Maria zwei furchtbare Geldmenschen waren. Jedes wollte das andere aus dem Felde schlagen und ihm die Kunden wegschnappen. Eines wollte das andere um die Käufer fingen, um mehr einzunehmen. Jedes dürstete nach der größeren Einnahme. Geldhunger schaute aus beider Augen. Johannes war neidisch auf jeden Kabischkopf, den Maria verkaufte, und diese auf jedes Pfund Trauben, das jener absetzte. Sie ging immer auf der linken Straßenseite und er auf der rechten, damit sie einander gut überwachen konnten. Verkaufte Maria, ließ Johannes seinen Bariton wie aus dunklen Abgründen zum Himmel orgeln, als wollte er Heerscharen unsichtbarer Käufer zu Hilfe rufen. Verkaufte er, so klonn Marias Sopran zu den Wolken und sang mit hingebendster Eindringlichkeit sich in die Ohren aller, die zum Braten noch keine Kartoffeln, zur Suppe noch keinen Lauch hatten. Sie kontrollierten sich gegenseitig die Karren und warfen sich jede faule Traubenbeere vor, jede Birne, der sie die Wurmfichtigkeit andichteten. Über die Straße flogen sich ihre Sticheleien zu. „Deine Tomaten haben alle die Gelbsucht“. „Deine Äpfel sind schon im Mai vom Baume gefallen“. So ging das Kreuzfeuer hin und her. Zwischenhinein überorgelten sie einander. Rückte eines auf seiner Straßenseite vor, strebte das andere schleunigst nach. Neid und Geldgier jagten sie hinter einander her. Auch in diesen Dingen waren sie aufeinander abgestimmt. Auch hierin paßten sie zusammen. Und doch strebten sie gerade in diesen Dingen weit auseinander.



Ostseite des Saales.

Ihre Rivalität drückte sich auch noch anders aus. Jedes rüstete seinen Karren mit in die Augen springender Sauberkeit aus, die allein schon die Kunden aufmerksam machte. Der Rotkohl zeigte die vorteilhafteste Seite seines überfüllten und gespannten Bäuchleins. Der Blumenkohl blühte den Körben der Hausfrauen in üppigster Reinheit entgegen. Die Südländletrauben trugen einen samteneu Hauch und ließen sich durch die zarte Haut ins saftvolle Innere sehen. Die Tomaten ließen in rufender Farbe die Blut ihres Herkunftslandes erklingen. Die Rüben mit den grünen, beschnittenen Blätterchwänzen waren wie tote Helden, die noch den Helmbusch trugen. Die Kartoffeln hatten etwas von germanischen Stumpfnasen an sich und trugen noch braune Spuren vom Schoß der Erde, dem sie traurig nachzudenken schienen. Die Birnen gemahnten an verblaßte Christbaumkugeln. Alles war schön in Körbe und Gitter geordnet. Alle Herbststimmungen wohnten in den Früchten. Der Wagen war ein Altar, auf dem das Jahr seine Gaben niedergelegt hatte. Johannes und Maria sahen ängstlich darauf, daß ihre Wagen Stil hatten. Sie wußten, daß gewisse Leute nur kauften, wo



Prächtige Ecken der Decke in der Stiftsbibliothek.

strahlende Appetitlichkeit die Dinge umgab...

Oh, sie waren Gemüsehändler aus dem ff. und kannten alle Kniffe des Berufes. Sie wußten auch, daß man selber wie eine Butterbirne zum Anbeißen aussehen muß. Johannes kämmte seine Haare glatt über den Kopf, daß es aussah, als flöhen diese furchtsam vor der hervor tretenden Stimme. Er trug immer eine saubere, grüne Schürze, glanzgewichste Schuhe und, wenn es das Wetter erlaubte, nackte Arme, an denen die Muskeln auf und nieder rollten. Dazu lachte er viel und zeigte den Hausfrauen die weißen Zähne. Dann konnten sie nicht widerstehen und mußten einfach kaufen. Ja, Lustigkeit und Sauberkeit gehört zu einem vollkommenen Gemüsehändler. Und Maria trug stramme Röcke, eine blaue Schürze, ein farbiges Brusttuch und ein Gesicht voll Jugendlichkeit zur Schau. Sie waren selbst die appetitlichsten zwei Früchtchen im ganzen Gemüsehandel. Manch Einer oder Eine hätte am liebsten sie in eine Zeitung gewickelt und mitgenommen.

Aber sie hatten noch einen Kniff: sie unterboten sich die Preise! Wenn am Morgen zuerst Johannes die Preise ausrief, unterbot sie Maria sofort. Später sanken die Preise Jo-

hannes, danach ging Maria noch bei einigen Artikeln hinunter, bis ihr Johannes auch dahin folgte. Sobald sie die ersten drei Straßen hinter sich hatten, hatten sie die billigsten Preise. Das hatte zur Folge, daß sie bis Mittag ihre Karren leer hatten und am Nachmittag in einem andern Quartier noch eine zweite Ladung verkaufen konnten. Sie rechneten trotzdem gut und schadeten sich nie, obwohl sie sich unterboten. Sie verkauften dafür das Doppelte, und so blühte ihr Geschäft doch. Ihre Rivalität verwandelte sich nicht nur in einen Vorteil für die Kunden, sondern zugleich noch in einen eigenen. So verkauften sie viel und verdienten schön und kamen vorwärts. So wirkten ihr Schwanengefang, ihre Karrenordnung, ihr Aussehen und ihre schlaue Preispolitik zusammen.

Immer sah man sie beieinander, als gehörten sie zusammen, und dennoch lagen sie einander unablässig in den Haaren. Alles an ihnen paßte zusammen, und doch wollte alles in keiner Weise zusammen passen. Sie waren unzertrennlich und doch völlig getrennt. Nur eine Straßenbreite lag zwischen ihnen, und doch waren sie so weit voneinander, als läge die Welt zwischen ihnen. „Entweder sind das zwei bodenlos Verliebte oder zwei grimmige Todfeinde“, sagte jeweilen der Schuhmacher Hiltmeier in der Seestraße. Alle hatten ihre Freude an den beiden, aber niemand begriff sie. Sie waren zwei Rätsel oder vielmehr nur eines. Man zerbrach sich die Köpfe über sie. Daß sie sich Du sagten, konnte ebenso gut Freundschaftlichkeit wie Feindseligkeit sein. Bald hielt man sie für die verkörperte Geldgier, bald wieder wollte jemand wissen, sie seien nur so auf das Geld aus, weil ihnen dieses Mittel zu irgend einem Zweck sei.

Johannes und Maria wichen eindringlichen Fragen aus. Darin witterte man ein geheimes Einverständnis. Unterboten sie sich aber, setzten sie sich gegenseitig die Waren herunter, einigte man sich wieder in der Meinung, die beiden seien die Uneinigsten auf Erden. Zuweilen griffen die beiden mit den Händen unter die Schürze und wühlten im Gelde. Dann hielt man sie für vom Dämon der Geldgier Besessene. Blicke sie zugleich auch nur einige Sekunden verträumt in die Weite, hielt man sie sofort wieder besserer Ziele fähig.

Ihnen selbst war die Hauptsache, daß sie aus

der Sympathie und dem Rätselraten Geld heraus schlagen. Je mehr das Geschäft blühte, umso verbißener rangen sie miteinander, und umso fröhlicher wurde es in ihren Herzen.

Und jetzt, im Spätherbst, in der hohen Zeit des Gemüsehandels, stritten sie wie noch nie, weil ihre Herzen glücklich waren wie noch nie...

* * *

Abends, wenn das Tagwerk getan und die Karren leer waren, zogen Johannes und Maria der inneren Altstadt zu. Da war aller Wettstreit ausgelöscht. Sie gingen nebeneinander zwischen den Karren, auf denen sie die leeren Körbe und Gitter ineinander verstaute hatten. Johannes stieß den seinen vor sich her und Maria zog den ihrigen hinter sich nach. So konnten sie Seite an Seite nach der Marktgasse in der Altstadt ziehen, mit Freude auf die Körbe blickend und mit Behagen an die gewichtige Geldkase unter der Schürze denkend. Revier und Geschäft entrückt, waren sie am Feierabend ganz andere Menschen. Da hatten sie erst Zeit, an sich und die Zukunft zu denken. Wie sie tagsüber sich alles zuleide getan, wollten sie sich auf dem Heimweg alles zuliebe tun. Johannes stieß mit einer Hand seinen Karren und half mit der andern Maria den ihrigen ziehen. Sie stand mit der Gefälligkeit nicht hintenan und zog mit einer Hand an ihrem Karren und schob mit der andern an dem ihres Freundes.

Jetzt erst zeigte sich, daß die beiden eigentlich doch unter einer Decke steckten.

An einem besonders hitzigen Tage, an dem sie einander stundenlang die Kunden weggesungen, gingen sie wieder der Altstadt zu. Nicht eine Rübe war in ihren Körben übrig geblieben. Dafür schlug die Geldkase unter den Schürzen im Gehen mit schweren Schlägen an die Beine.

An diesem Abend sagte Johannes zu seiner Gefährtin:

„Was meinst, Maria? Wie weit sind wir?“

Sie stieß ihn an mit dem Ellbogen.

„Was meinst du selber, Johannes?“ Er besann sich einige Schritte weit, runzelte altflug die Stirne und sagte:

„Zum eigenen Geschäft langt's noch nicht ganz. Aber lange kann's nicht mehr gehen. Nur noch kurze Zeit. Ich hab' mir bis heute ein hübsches Sümmchen verdient. Bald hab' ich soviel, wie ich brauche. Was meinst du dazu?“ Nach einigen Schritten antwortete sie:

„Ich hab' das Meinige auch beinahe bei einander. Es fehlt nicht mehr viel. Höchstens noch einige Wochen, wenn es so weiter geht, wie es jetzt geht.“

„Wir sind also vorwärts gekommen. In kurzem haben wir es erreicht. Wenn der Herbstverkauf noch eine Weile gut ausgibt und wir so vorwärts schaffen, haben wir es und dann...“

„Und dann?“ Sie drängte sich näher an ihn. Er sah sie mit freudigem Lachen an.

„Dann langt es zu einem Laden in der Marktgasse und zum Heiraten, Maria.“

„O du“, antwortete sie nur.

„Noch ein Weilchen, nur noch ein Weilchen,“ summte er. Nach diesen Worten zogen und stießen sie schweigsam ihre Karren und hingen Zukunftsgedanken nach.

„Dort im Nr. 80 in der Marktgasse wird in kurzer Zeit ein Lokal leer,“ begann Johannes nach einer besinnlichen Pause wieder. „Ich hab' mich beim Hausbesitzer bereits erkundigt. Das wäre ganz geeignet für uns zur Miete für einige Jahre, bis entweder deine Mutter oder meine Eltern ihren Laden aufgeben, den wir dann übernehmen könnten. Ich habe auch schon über den Ladenschild nachgedacht.“ Johannes



Kunstvolle Putte in der Stiftsbibliothek: „Der Maler“.

Grimm-Brändli, Comestibles“ müßte darauf stehen.“

„Du, wie das klingt,“ sagte sie.

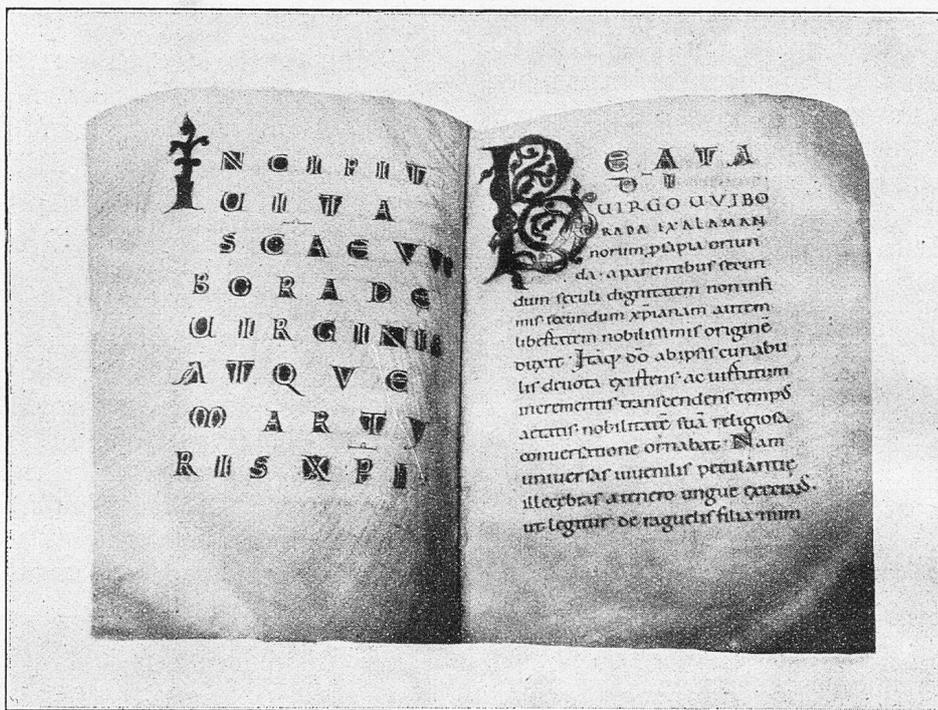
„Ja, das gibt einen klangvollen Namen,“ erwiderte er stolz.

„Grimm-Brändli,“ wiederholte sie.

„Ja, ja: Grimm-Brändli.“ Und wiederum versanken sie in Zukunftsträumerei. Zwischenhinein brummte Johannes einmal:

Hausbesitzer Braun und regle mit ihm die Sache.

Da hatten sie einen neuen Schritt auf ihrem gemeinsamen Wege getan, der nur für andere so getrennt aussah. Nun sie den Entschluß gefaßt hatten, wurde ihnen doch ein wenig schwer, schwer von jener Art Schwere, die die vergrößerte Freude birgt. Sie gingen gebeugt, wie ein Ochse und eine Kuh im Joche, waren müd



Alte Handschrift aus dem 11. Jahrhundert, das Leben der hl. Wiborada schildernd.

„Der Laden liegt im Parterre. Daneben ist ein breiter Ausgang. Dort könnte man den Wagen einstellen. Die Wohnung im ersten Stock, grad über dem Laden, kann zur gleichen Zeit auch gemietet werden. Was meinst, soll ich mit dem Hausbesitzer fest abmachen? Es könnte uns ein Anderer zuvorkommen. Alles ist günstig und paßt für uns“.

„Grimm-Brändli“, wiederholte Maria noch immer. Plötzlich jedoch wurde sie sachlich:

„Du hast dir alles angeschaut? Also: wenn du meinst...“

„Ich meine, wir sollten da zugreifen.“

„Dann tu's nur,“ sagte sie.

„Gut. Ich glaube, wir können es wagen. Bis dahin hab' ich meine Sache beieinander!“

„Ich ziemlich sicher auch.“

„Abgemacht: ich gehe noch heute Abend zum

von der Tagesarbeit, und doch war ihnen an diesem Abend, als hätten sie noch nichts getan, als spürten sie keine Müdigkeit.

„Du, Johannes,“ sagte sie halb laut und halb leise.

„Was?“

„Bald...“, antwortete sie. Er gab sich einen Ruck, preßte die Brust heraus, gab sich den Anschein von männlichster Männlichkeit und sagte mit schönem und ein wenig herbem Stolz:

„Sawohl: bald heißt die neue Firma: Grimm-Brändli! In der ganzen Markt-gasse klingt kein Name so, außer der unserer Eltern. Und so heißen dann wir zwei. Und du wirst hinter dem Ladentisch stehen, und ich gehe vor-mittags mit dem Karren.“

„Und, Johannes, und...? Noch etwas...“, bettelte sie.

„Und du wirst meine Frau sein und ich dein Mann. Wir werden uns lieb haben und glücklich sein.“

„Ach, wie wird das schön.“

Ihre Karren fuhren ein wenig schwankend, die Körbe auf ihnen wackelten; denn die zwei Menschen strebten ein wenig lebhaft zueinander und dann rasch wieder auseinander... Nichts spiegelt zuweilen die Seele eines wahren Gemüsehändlers besser wieder, als der Lauf seines Karrens...

„Ich hab' noch etwas zu sagen,“ fing Johannes wieder an. „Jetzt wäre es an der Zeit, uns zu verloben. Willst du?“

„Kannst du noch fragen? Sag nur, wann.“

„Am nächsten Sonntag abend, bei meinen Eltern.“

„Wie ich mich freue, Johannes“.

„Das muß einmal ein Abend werden...“

So gingen sie heimzu, nach einem Tag, an dem ihr Wettstreit besonders heftig gewesen war.

„Wir haben es also bald erreicht,“ bemerkte Johannes, als sie in die ersten Straßen der Altstadt einbogen. „Wir haben uns auch Mühe gegeben, Schweiß und harte Tage hat es gekostet. Ich hab' meine Sache erstreiten müssen. Leicht war's meiner Seel' nicht.“

„Ich hab' es mir auch erstritten,“ fiel Maria ein. „Jeden Tag zwei Karren voll geschleppt! Und wie ich ausgerufen habe! Und um die Kunden hab' ich gestritten... Auf jeden Franken war ich erpicht, um jeden, der mir entging, trauerte ich. Ich mußte doch mein Geld zusammen bringen, damit wir... An nichts anderes dachte ich den ganzen Tag, als daran, wie ich Geld verdienen könne, damit ich bald zu dir sagen könne: jetzt langt's mir für meine Sache. Wenn du das Deinige hast, so...“

„Grad so hab' ich es auch gehabt, Maria. Jeder Franken, der nicht in meine Kasse floß, war mir ein Schmerz. Herrgott, wie war ich auf's Geld veressen! Den ganzen Tag wußte ich nichts, als daß ich meine Summe zusammen bringen mußte, um dir sagen zu können: Maria, wenn du das Deinige beisammen hast, so... Wahrhaftig, ich werde einmal zu dem, was ich mir hab' erstreiten müssen, schauen, es soll mir nicht so leicht aus den Fingern gleiten.“

„Mir auch nicht. Was ich sauer verdient, will ich hüten.“



Bild der hl. Wiborada. — Nach einer Handschrift der Stiftsbibliothek aus dem 11. Jahrhundert.

Sie gingen durch die engen Altstadtgassen, wo die Leute feierabendlich an den Wänden lehnten oder unter den Türen ihren Schwanz losließen. Nach zwei Gassen kamen sie in die Marktgasse.

„Jetzt heißt es aber noch die Zeit ausnutzen. Arbeiten und um jeden Franken streiten, wie noch nie. Jetzt erlebst du was mit mir. Bis es so weit ist, muß ich meine Sache haben.“

„Oh, du mit mir auch. Ich streite jetzt um jeden Behner.“

Unter solchen realistischen und im Grunde doch furchtbar idealistischen Gesprächen betraten sie die Marktgasse, an deren Anfang zwei Gemüseläden standen, links der der Witwe Brändli, rechts der der Familie Grimm.

„Also: nach dem Nachessen gehe ich wegen dem Lokal und dann am Sonntag...“ sagte Johannes. Nach einem Abschiedsgruß, der an diesem Abend von Marias Lippen weiblich verschämt, aus dem Munde des Johannes männlich stolz klang, trennten sie sich. Die sich gegenüber liegenden Haustüren wurden aufgestoßen von den einfahrenden Karren.

Es war schon dunkel, als nach dem Nachtessen Maria hinter den Stubenvorhängen hervor blinzelte und gespannt auf die beleuchtete Straße hinaus forschte. Endlich sah sie, wie Johannes das Haus verließ. Er hatte sich sauber umgekleidet. Mit gemessenen Schritten ging er die Gasse hinab, wie ein Mann, der Wichtiges erwägt, es aber riskieren kann, weil er die Sache richtig in die Hand nimmt.

Als er aus Marias Blickfeld entchwand,

konnte die sich nicht mehr halten. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals, die am Tische saß und Kartoffeln schälte, um morgen mit dem Kochen nicht viel Zeit zu verlieren.

„Mutter, Mutter, jetzt haben wir es bald.“ Die Frau verstand.

„Ich gönne es dir und dem Johannes. Habt euch ehrlich geplagt und gestritten und abgemüht. Weiß Gott, es ist euch nur zu gönnen.“

(Schluß folgt.)

Aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.

1. „Drei Wünsche“.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätte man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele törichte Wünsche, woran es unserem Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschen sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war von Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey Anna Frike, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun; drei sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau war aber schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Klappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen,

als die Bergfey mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht!“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Dampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern am Himmel sahen, sondern lauter Basageigen, so waren sie jetzt doch übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen sollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus lauter Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselte, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der ruhigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf ein Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in der Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch getan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch den Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste